

Carl Sebastian Haegler

Autor(en): Arnold von Salis-Haegler

Quelle: Basler Jahrbuch

Jahr: 1917

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/18aee014-1b7f-4bff-8ee2-c92c5746021b>

Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform www.baslerstadtbuch.ch ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>

Carl Sebastian Haegler

Dr. med. et chir., Professor e. o.

Von Arnold von Salis-Haegler.

Obgleich Carl Sebastian Haegler am öffentlichen Leben in Staat oder Stadt nicht direkt beteiligt war, weder in amtlicher Stellung, abgesehen von seiner außerordentlichen Professur an unserer Hochschule, noch in einer freien Gesellschaft gemeinnütziger Art, ist der mit vierundfünfzig Jahren Vollendete doch in weiteren Kreisen so bekannt und geschätzt gewesen, daß es nicht unberechtigt sein mag, seinem Lebensbild im „Basler Jahrbuche“ Raum zu gönnen.

Geboren wurde er am 20. Juni 1862 als drittes Kind und erster Sohn von Dr. Adolph Haegler und Frau Stephanie, geborener Guzwiller, zu Fleurier im Val de Travers (Kanton Neuenburg), wo sein Vater als Arzt seit 1856 niedergelassen war und einer sehr ausgedehnten Praxis nachging, außerdem sich eifrigst an allen Bemühungen beteiligte, das geistige Leben in dem Uhrenmacher-Dorfe zu fördern und zu heben. Im Oktober 1863 bewog ihn vor allem die Rücksicht auf die Erziehung seiner Kinder, mit seiner Familie nach Basel überzusiedeln.

Hier durchlief Carl in normaler Weise die städtischen Schulen, von 1871 bis 1881 das humanistische Gymnasium und Pädagogium. Die wesentlichsten Züge seines Charakters kündigten sich bereits an in der Form, welche dieser Entwicklungsstufe entsprach.

Er selber bezeichnete in reifem Alter als die hervorstechendsten Eigenschaften seiner Vorfahren väterlicherseits: Willenskraft, bis zu Eigensinn und Steckköpfigkeit; Pflicht-

gefühl, bis zur pedantischen Disziplin gegen sich und andere; eine gewisse Begeisterungsfähigkeit, Initiative und Organisationstalent. Als Erbe der mütterlichen Familie: Herzengüte und hilfsbereite Menschenliebe, reiche Phantasie und Lebhaftigkeit.

Diese äußerte sich bei dem Knaben zunächst in leidenschaftlichem Lesebedürfnis, Interesse an alten Sagen und Rittergeschichten; später in verständnisvoller und anhaltender Freude an deutschen und französischen Klassikern, an Homer, Shakespeare, Goethe, Fritz Reuter, Gottfried Keller, wie an aller Kunst überhaupt; und eine gewisse Romantik und Ritterlichkeit blieb ihm Zeitlebens eigen. Die anererbte Willenskraft aber trat zunächst hervor als Lust am Ueberwinden von Schwierigkeiten, an Beherrschung des Körpers durch allseitige Leibesübung und Abhärtung, im Ertragen selbsterwählten Schmerzes; aber auch gegenüber Altersgenossen als Kampf- und Kaulust, in „Quartierhändeln“ u. dgl., als herrisches Wesen, und gegenüber den väterlichen Bemühungen, seinen Willen zu brechen, als passiver Widerstand in Eigensinn und Starrköpfigkeit. Seine häusliche Erziehung bot darum manche Schwierigkeit und erforderte die unentwegte Liebe und Geduld der trefflichen Mutter, welche es verstand, die Geltung des einheitlichen Elternwillens zu wahren und doch durch ihre Güte den Trotz des Jungen zu besänftigen und zu entwaffnen. In der Schule dagegen hatte er keine Mühe, mit den besseren Klassengenossen Schritt zu halten, schon aus Ehrgefühl, aber auch aus lebhaftem Interesse an dem Unterricht, den ihm einzelne hervorragende Lehrer, — er nannte als solche gerne Jakob und Achilles Burdhardt, — lieb zu machen verstanden.

Beide Eltern waren tief religiös, und die entsprechende Ordnung und Disziplin im Hause, der sich niemand entziehen durfte, hat auf ihn viel tiefer eingewirkt, als er in seinen früheren Jahren wohl zugegeben hätte, sowohl die konsequente christliche Bekenntnis- und Pflichttreue des Vaters, als das

stille, innige Gottvertrauen der Mutter, welcher Gebet und Fürbitte eine unverkennbare Kraft gaben in allen Sorgen und Kümmernissen. Auf seinem Leidenslager hat er, rückblickend, geschrieben: „Der Glaube meines Vaters hatte für mein Empfinden etwas Starres, Unfrohes und Drückendes; während das Christentum meiner Mutter einen mehr heitern, duldsamen und erhebenden Charakter hatte. Bei ihr standen im Mittelpunkt die alles verzeihende Liebe und die Duldsamkeit Andern gegenüber, immer geneigt zu verzeihen und die guten Seiten in Andern hervorzuheben. Bei mir zeigte sich schon frühe eine gewisse Grübelsucht, und die Konfirmation hat mir nicht die Ruhe gegeben, die ich davon erhoffte. Ich habe in Glaubenssachen seither viel gekämpft und erfahren, daß nur ein durch Kämpfe erworbener Glaube wirklich lebendig ist und uns beruhigen kann, und daß für Menschen meiner Art der Weg zum Licht der bitteren und schmerzlichen Lebenserfahrungen nicht entbehren kann. Der Glaube wird dabei allerdings ein ganz individueller, und wenn ich auch den fröhlichen, duldsamen Glauben meiner Mutter nicht mit der Kindlichkeit festhalten konnte, wie sie dies ihr ganzes Leben lang getan hat, so habe ich doch einen Standpunkt gefunden, der mir erlaubt, ruhig und freudig meinem Ende entgegenzusehen.“

Im Frühjahr 1881 bestand er die Maturitätsprüfung. Die Berufswahl plagte ihn nicht; die Neigung zum Studium der Medizin war bei ihm, — wie später auch bei seinen jüngern Brüdern, — entscheidend; ein Beweis für den großen Eindruck, welchen die ideale Berufsauffassung und Berufsfreudigkeit des Vaters auch auf seine Nächsten allezeit gemacht hat; denn aus sonstigem „Atavismus“ läßt sich jene Neigung kaum erklären, da kein früherer väterlicher Vorfahre Arzt gewesen ist. Eher würde eine gewisse Neigung zur Landwirtschaft, die Carl Haegler zeitweise mag verspürt haben, als Familienerbe gelten dürfen, da mehrere seiner väterlichen Anverwandten angesehene Mühlenbesitzer

im Baselpbiet waren oder noch sind, sein eigener Großvater Sebastian und einige Deszendenten desselben in Laufen. Uebrigens waren Carls Großvater mütterlicherseits, sowie dessen einziger Sohn und ein Großsohn Mediziner.

Einen Teil des ersten Semesters seiner Studienzeit verlor er zu seinem Bedauern infolge einer schweren Leicheninfektion, von der er sich erst nach vielen Wochen völlig erholte. Die „großen Ferien“ des Spätsommers 1881 verbrachte er, hauptsächlich um sich im Französischen besser auszubilden, in der seinen Eltern eng befreundeten Pfarrfamilie de Coulon in Corcelles bei Neuenburg, welcher er mancherlei geistige Anregung verdankte. In diese Zeit fiel ein Ereignis, dessen tiefgreifende Folgen für sein ganzes Leben bestimmend werden sollten.

Mit einem in Lausanne weilenden Freunde, der in jenem Sommer bereits zweimal die Diablerets bestiegen hatte und also sich des Weges sicher fühlte, wollte er dieselbe Hochtour ohne Führer ebenfalls unternehmen, obgleich die Sennen bei den Hütten von Anzeindaz, der vorgerückten Jahreszeit zu Ende Septembers und der Unsicherheit der Witterung wegen, vor dem Aufstieg warnten. Spät am Tage erst erreichten die Beiden den Pas du Diable. Neuschnee und Lawinengefahr machten weiteres Fortkommen unmöglich und nötigten zum Abstieg. Nebel und einbrechende Dunkelheit zwangen sie zu kaltem Bivak an exponierter Stelle. Sturm und wolkenbruchartiger Regen überfielen sie; von den Felsen stürzten Bäche und große Steine herab, die ihn mehrfach am Kopf verwundeten. Dann kam der Schnee und eisige Kälte. Um nicht einzuschlafen, blieben sie die ganze Nacht auf den Beinen und in Bewegung. Durch Blutverlust und Nahrungsmangel geschwächt, verlor er das Bewußtsein; sein Freund schleppte sich in der ersten Morgendämmerung etwas weiter, bis die beunruhigten Sennen ihn bemerkten und holten und, nach einigen Stunden erst, auch bis zu Haegler gelangten. Sie fanden ihn steif gefroren

und trugen ihn, ihrer sechs, ohne ihn wieder zum Leben erwecken zu können, in einer Decke nach den Hütten hinunter. Abends vier Uhr endlich erwachte er zum Bewußtsein, erholte sich dann aber so rasch, daß er am nächsten Morgen, mühsam zwar, zu Fuß ins Tal steigen konnte.

Am darauffolgenden Sonntag bemerkte er in der Kirche, daß er an einem Ohr nicht mehr deutlich hörte. Die Gehörschwäche, deren Natur von jedem Spezialisten — er konsultierte nachgerade die bedeutendsten des Kontinentes — anders beurteilt, von allen aber für unheilbar erklärt wurde, hat sich dann im Verlauf der Jahre, vorerst langsam, noch verstärkt, ist später aber glücklicherweise fast stationär geblieben. An dem einen Ohr trat nahezu Taubheit ein; am andern hörte er nach Aussage der Otologen noch $\frac{1}{90}$ des normalen Minimums. Daß dieser Befund ihm schwere Sorgen und Kämpfe verursachte, läßt sich denken. Der drohende Verzicht auf eine Menge von Genüssen und Anregungen erschien noch erträglich; aber der Gedanke, daß der Verlust des Gehörs die Ausübung der ärztlichen Praxis hindern und ihm den Verkehr mit Patienten unendlich erschweren werde, daß er darum vielleicht den erwählten Lebensberuf aufgeben und gegen irgend einen andern vertauschen müsse, war ihm wie ein Todesurteil und versetzte ihn in düstere Stimmung.

Dennoch fügte sich's, daß er der Medizin treu bleiben durfte. Vorläufig hinderte ihn die besonders linksseitig nur sehr langsam zunehmende Schwerhörigkeit nicht wesentlich in seinen Studien, sodaß er diese im ganzen getrost fortsetzen und, seinem Temperament und romantischen Zuge folgend, die Studienjahre sogar fröhlich genießen konnte. Obgleich einst eifriges Mitglied der Pädagogia, trat er keiner Studentenverbindung bei, auch der Zofingia nicht, unter deren Mitgliedern er viele persönliche Freunde zählte. Eine Verbindung, deren Farbenbrüder nicht unter Umständen für einander auch mit der blanken Waffe einträten, entsprach seinem damaligen Ideal nicht. Wider den Willen der

Eltern einem Corps sich anschließen mochte er nicht. Und so hielt er sich, fern von festen Vereinigungen, zu einem kleinen Kreis von Freunden, welche sich zu gemeinschaftlicher Erholung und zur Pflege sportlicher Uebungen, Fechten und Fußballspiel, zusammenfanden, unter Anleitung von Carl Spengler aus Davos. Später hat er seine Ansichten modifiziert und es öfters bedauert, daß er der Zofingia nicht angehört habe. Und ebenso, daß er, wesentlich jenem romantischen Studentenleben zulieb, das Sommersemester 1882 in Tübingen verbrachte, vor der Beendigung seiner propädeutischen Studien, welche dadurch nicht gefördert wurden.

Als er nach zwei weiteren, in Basel absolvierten Semestern im Herbst 1883 die propädeutische Prüfung bestehen wollte, welche damals noch die Fächer der Botanik, Zoologie, Chemie, Physik, Anatomie und Physiologie umfaßte, mißglückte sein Vorhaben. Er hatte die letzte Zeit vor dem Examen in gesundheitlich so unsinniger Weise verbracht, in unausgesetzter Tages- und Nachtarbeit, daß er in einem Hauptfach, der Physik, auf die einfachsten Fragen in völliger Denk-Unfähigkeit nicht mehr Bescheid wußte.

Während des Wintersemesters 1883/84 war er Volontärassistent am anatomischen Institut, füllte nebenbei seine Lücken aus und bestand dann im Frühjahr 1884 das Propädeutikum in ehrenvoller Weise.

Die nächstfolgenden drei klinischen Semester verbrachte er wieder in Tübingen, wohin ihn diesmal, mehr als das reizvolle Studentenleben, die vorzüglichen akademischen Lehrer zogen, der Interne Liebermeister, der Chirurg v. Bruns, der pathologische Anatom Ziegler, der Gynäkologe Saeringer und endlich Jürgensen für Poliklinik und Arzneimittellehre. Ihre Art, Klinik abzuhalten und zu lehren, befriedigte ihn im höchsten Maße. Sie hielten darauf, die einzelnen Studenten persönlich kennen zu lernen und sie baldmöglichst im Denken, Beobachten und Handeln selbständig zu machen. Dem Praktikanten wurde

der Patient, der in der Klinik vorgestellt wurde, ganz übergeben zur weiteren selbständigen Beobachtung bis zu seinem Austritt aus der Klinik oder bis zum Tod. Jederzeit mußte bei Veränderungen des Zustandes der Praktikant in der Klinik darüber berichten können; bei den wöchentlichen großen Visiten hatte er am Krankenbett über die Beobachtungen der vergangenen Woche zu referieren. Nicht selten hatte er während eines Semesters in den verschiedenen Kliniken zusammen bis zu zehn Patienten unter eigener selbständiger Beobachtung. Dabei konnte einer mehr lernen, als ihm auf irgend einer größeren Universität möglich gewesen wäre.

Die studentische Fröhlichkeit kam neben solcher ernsthaften Arbeit gleichwohl nicht zu kurz: in der Schweizergesellschaft „Helvetia“ war reger freundschaftlicher Verkehr; es wurde gefochten, geschwärmt und gesungen, die schöne Umgebung durchwandert, am Himmelfahrtstag Schloß Lichtenstein und die Nebelhöhle besucht, und das altberühmte Volksfest mitgefieiert; in den Sommerferien auf Floß oder Ruderboot von Heilbronn den Neckar hinuntergefahren bis nach Heidelberg und mit den dortigen Schweizern den Rhein hinab bis nach Köln; in den Winterferien ausgeflogen nach Ulm, Nürnberg, Erlangen, München.

Im Frühjahr 1885 war er wieder in Basel, und da eben eine Pockenepidemie herrschte und es an Ärzten fehlte, übernahm er für einige Wochen die Leitung eines Pockenspitals in Birsfelden. Vom September 1885 bis zum Mai 1887 war er als Unterassistent im Bürgerhospital beschäftigt, zuerst ein halbes Jahr auf der internen Abteilung bei Prof. Immermann, die übrige Zeit auf der chirurgischen bei Prof. Socin, und hier zeitweise als stellvertretender Assistenzarzt, der bereits selbständig operieren durfte. Es war für ihn eine sehr nützliche, aber außerordentlich anstrengende Zeit: neben seinen vermehrten Spitalfunktionen hatte er noch einen

Kurs für Missionszöglinge abzuhalten und den ordentlichen Kurs für Sanitätsrekruten, sodaß er oft kaum für zwei bis drei Stunden ins Bett kam.

Schon in seinen ersten klinischen Semestern zog ihn die Chirurgie besonders an. Zum Teil wirkte dabei wohl die Freude an manueller Tätigkeit mit, da er zu solcher von Kind auf besondere Geschicklichkeit hatte. Zum Teil imponierten ihm, wie jedem Laien, die eklatanten Erfolge, welche bei der Chirurgie mehr hervortreten und kontrolliert werden können, als beim Wirken des internen Mediziners. Später erkannte er immer mehr, daß die hohe Stellung, welche die Chirurgie in den letzten Dezennien erhalten hat, darin begründet sei, daß sie für die Praxis der univiersellste Zweig der Medizin geworden ist. Da es kein Organ mehr gibt, das nicht chirurgische Hilfe erfordert, so muß der Chirurg in der Pathologie der innern Organe mindestens so beschlagen sein wie der Interne. Seine Diagnostik muß fast noch schärfer und sicherer sein; trägt er doch die Verantwortlichkeit für die richtige Diagnose in erhöhtem Maße, indem er bestimmt, ob ein operativer Eingriff soll vorgenommen, oder unterlassen werden.

Die Unterassistentenzeit bei Socin wirkte entscheidend auf Haeglers Pläne: er wollte Chirurg werden aus Neigung, und darin bestärkte ihn noch die Erwägung, daß seine Gehörschwäche in diesem Spezialfach ihm weniger hinderlich sein werde, als in Ausübung der inneren Medizin. Das ist ihm später freilich als Irrtum erschienen, weil die Untersuchungsmethoden bei beiden Spezialdisziplinen genau dieselben seien, und der Chirurg z. B. mindestens dieselbe Fertigkeit haben müsse im Perkutieren und Auskultieren, wie der Interne.

Damals trat Haegler in ein freundschaftliches Verhältnis zu Carl Garré, den Prof. Socin zu seinem Privatassistenten gemacht hatte, und zwar speziell für Bakteriologie. Die Bedeutung dieser neuen Disziplin für

die Chirurgie, wie für die Medizin überhaupt, hatte Socin frühzeitig in ihrem vollen Umfang erkannt, und da die Verwaltung des Bürgerospitals die Schaffung einer Assistentenstelle und eines Laboratoriums für Bakteriologie damals noch nicht bewilligen wollte, so ließ Socin den jungen Garré, welcher schon bei Prof. Kocher in Bern Bakteriologie getrieben hatte, als Privatassistenten nach Basel kommen und richtete ihm ein bakteriologisches Laboratorium ein in einem Seitenflügel seiner eigenen Privatwohnung.

Hier arbeitete nun Haegler öfters aus eigener Initiative, während er weiter als Unterassistent tätig war und, unmittelbar vor dem Staatsexamen, zwei Monate den Assistentenarzt der geburtshilflich-gynäkologischen Klinik von Prof. Fehling zu vertreten hatte. Die notwendige Körperbewegung, deren er bedurfte, um sich in dieser arbeitsreichen Zeit leistungsfähig zu erhalten, verschaffte er sich durch Reiten, meist in frühen Morgenstunden.

Am 7. Dezember 1887 erhielt er, nach wohlbestandener Staatsprüfung, das Diplom eines praktischen Arztes. Von einem folgenden Erholungsaufenthalt an der Riviera, den er auf mannigfachen Ausflügen zu Fuß oder zu Pferd von Nizza aus in die nähere und fernere, malerisch schöne Umgebung in vollen Zügen genoß, wurde er schon im Januar 1888 heimggerufen durch ein Unerbieten von Prof. Socin, ihm in Basel die Stelle Garré's zu übertragen, welcher eine Berufung nach Tübingen angenommen hatte. Nachdem ihm zugleich eine besoldete Stellung im Spital als Leiter der Poliklinik, sowie in absehbarer Zeit diejenige eines ersten Assistentenarztes und Stellvertreters des Oberarztes auf der chirurgischen Abteilung in sichere Aussicht gestellt wurden, nahm er diesen Vorschlag an auf Ende März 1888, und warf sich nun mit voller Energie auf bakteriologische Arbeiten und pathologisch-anatomische Untersuchungen für die chirurgische Klinik und für Socin privatim. In den ersten Jahren während dieser Tätigkeit hat er öfters des Nachts das Bett

gar nicht aufgesucht, sondern höchstens im Stuhl sitzend eine Stunde geruht. Ein Ausritt um 6 Uhr morgens, dann ein Bad oder eine Douche, und abends nach 7 Uhr ein Tennis-Spiel genügten, um ihn frisch und leistungsfähig zu erhalten. Während er anfänglich noch im Elternhause wohnte und seine Mahlzeiten einnahm, bezog er später ein Schlafzimmer in dem Seitenflügel von Socins Wohnung, welcher auch das Laboratorium enthielt, und begnügte sich mit seltenen und unregelmäßigen Mahlzeiten. Es war das für ihn eine wundervolle Zeit, je mehr seine innere Selbständigkeit in der Bakteriologie zunahm. Er sah so viel brach liegendes Feld vor sich, und die Forschertätigkeit im Laboratorium befriedigte ihn mehr als alles, was er bisher getrieben hatte. Daneben gab ihm die chirurgische Poliklinik, die er zu leiten hatte, reiche praktische und wissenschaftliche Anregung. Die Frequenz nahm so rasch zu, daß dem Institut in einem der StraÙe anliegenden Nebengebäude eine Anzahl von Zimmern mußte eingeräumt werden. Er wurde, sowie die betreffende Stelle vakant war, erster Assistentarzt und konnte oft selbständig operieren, hatte auch die Narkosen oder eventuell die Assistenzen in Socins Privatklinik zu besorgen.

Als auf Socins Antrieb dem Bürgerspital das bakteriologische Institut eingegliedert, und in den unterirdischen Räumen des sogen. „Merianflügels“ ein „ideales“ Laboratorium für dasselbe eingerichtet wurde, wuchs für Haegler mit der vermehrten Arbeit zugleich die Genugtuung und Freude an ihr. Und da für die Poliklinik bald ein Assistent nötig wurde, bekam er an diesem auch einen Schüler und Helfer im bakteriologischen Laboratorium.

An seinem Chef, Prof. Socin, hing er mit unbedingter dankbarer Verehrung. Das eigentlich freundschaftliche Verhältnis zu ihm, das sich mehr und mehr herausbildete, tat seiner Achtung und seiner Unterordnung gegenüber dem seltenen Manne nicht den mindesten Eintrag. Noch mehr als der wissenschaftliche Chirurg, der formvollendete Schrift-

steller, der vorzügliche und elegante Techniker, imponierte ihm der Mensch Socin, mit seiner schönen Erscheinung, seinen gewinnenden Umgangsformen, seiner Kunst geistvoller Unterhaltung, seinem feinen Humor und liebenswürdigen Sarkasmus, seinem ritterlichen Wesen, seiner glänzenden Gastfreundschaft, seiner vornehmen Gesinnung. Offenbar fand Socin an dem vielseitig begabten, strebsamen und brauchbaren gewissenhaften jungen Manne, den er öfters auf seine Jagden mitnahm und zu Tische lud, und dem er sein Vertrauen schenkte, viel Wesensverwandtes nach mancher Richtung hin. Seine etwas „großherrliche“ Eigenart hat auf den ihm unbedingt ergebenen langjährigen Jünger unwillkürlich abgefärbt, mehr als dieser wohl merkte.

Neben der Befriedigung, welche diese reiche Gegenwart ihm bot, schlich als unheimlicher Schatten die Sorge um die Zukunft. Die Schwerhörigkeit nahm so zu, daß sie die Möglichkeit einer akademischen Karriere, zu der Haegler durchaus qualifiziert war, in Frage stellen mußte, nach Socins Urteil. Deshalb zögerte er auch immer wieder, sich zu habilitieren. Und doch mußte er für seine künftige Lebensstellung irgend einen Entschluß fassen. Da er regelmäßige Kurse für Missionszöglinge abzuhalten hatte, dachte er vorerst daran, in den Dienst der ärztlichen Mission zu treten und speziell die Tropenkrankheiten zu studieren. Der Entschluß zur Heirat aber machte diesen erotischen Plänen ein Ende.

Er befaßte sich auch etwa mit dem Gedanken, zusammen mit Freunden eine Privatklinik zu gründen. Verschiedene Projekte dieser Art zerschlugen sich aber noch vor einem Versuch, sie auszuführen.

Inzwischen wurde ihm immer klarer und gewisser, daß nur die akademische Karriere, auch wenn er dabei von vornherein auf ein Ordinariat verzichten müsse, seinem Drang nach wissenschaftlicher Tätigkeit, hauptsächlich im Laboratorium, entspreche, allerdings nur in Verbindung mit Beobachtungen am Krankenbett.

Er promovierte deshalb den 9. März 1889 zum Doctor med. et chir. mit einer Dissertation über „Behandlung der Harnröhrenverletzungen und ihrer Folgen“, und wurde am 8. Februar 1893 zum Privatdozenten für Chirurgie und Bacteriologie ernannt. Seine Habilitationschrift betraf „Die chirurgische Bedeutung des Staubes“; im Fakultätsexamen hatte er zu reden über „Narcotica und Unnaesthetica“; die öffentliche Habilitationsvorlesung in der Aula hielt er am 18. Juli 1893 über „Die Bedeutung des Wundstarrkrampfes für die Lehre von der Immunität“.

Großen Eindruck machte ihm während dieser Zeit das Eisenbahnunglück in Münchenstein am 14. Juni 1891. Er war als einziger Arzt im Spital zurückgeblieben, während die anderen alle an die Unglücksstätte hinauseilten, und etwa 70 Verwundete und Sterbende nun in den Spital gefahren wurden und hier sollten operiert und verbunden werden. Da hatte er denn alle Hände voll zu tun, bis gegen Abend Socin und die Aerzte aus Münchenstein eintrafen, bedauernd, daß sie dort wenig helfen können, während sie im Spital nötiger gewesen wären. Erst lange nach Mitternacht waren endlich alle Verwundeten versorgt. Am folgenden Tag begleitete er Socin zur Orientierung für die spätere ärztliche Expertise nach Münchenstein, wo die Toten in einer Scheune aufgebahrt waren. Ein schauerlicher Anblick, dessen Eindruck ihm unversehrt blieb und ihm eine Vorstellung gab von den Schwierigkeiten, welche den Chirurgen in einem Krieg erwarten.

Am 4. Juli 1894 verheiratete er sich mit Fräulein Emilie Passavant, nachdem die beiden seit längerer Zeit einander kennen gelernt hatten, und die Zuneigung der jungen willensstarken Braut durch alle Bedenken nicht zu erschüttern war, welche, bei seiner voraussichtlich zunehmenden Schwerhörigkeit und bei der Ungewißheit seiner davon bedingten künftigen inneren und äußeren Lebensgestaltung, sich aufdrängen mußten.

Haeglers Stellung im Spital konnte nicht geändert

werden; doch suchte ihm Socin zu vermehrter Selbständigkeit zu verhelfen durch Gewährung einer persönlichen Nachmittags-sprechstunde, welche hauptsächlich von unfallversicherten verletzten Arbeitern frequentiert wurde. Viel zu tun gab ihm die 1898/99 geplante und durchgeführte Erstellung des neuen Operationsgebäudes im Bürgerhospital, dessen Bezug Prof. Socin leider nicht mehr erleben durfte. Sein am 22. Januar 1899 nach kurzer Krankheit erfolgter Tod war für Haegler ein tiefgreifender Schmerz und Verlust, auch für seine künftige Lebensstellung bedeutsam. Obgleich er, da der neue Ordinarius und Nachfolger Socins seine angebotene Demission nicht annahm, vorläufig als Assistentarzt weiter funktionierte, fühlte er sehr wohl, daß das Verhältnis eines alten Assistentarztes zu einem jungen Ordinarius auf die Länge unhaltbar sei. Als er im Dezember 1900 zum Extraordinarius ernannt wurde und im Januar 1903 den Lehrauftrag für „allgemeine Chirurgie“ erhielt, versuchte er darum, eine dauernde selbständige Stellung im Spital dadurch zu gewinnen, daß ihm neben der Leitung des bakteriologischen Laboratoriums eine kleinere Spitalabteilung zur Besorgung überlassen und zugesichert würde. Und als dies statutengemäß ihm nicht konnte bewilligt werden, blieb ihm nichts anderes übrig, als sein bisheriges Anstellungsverhältnis aufzulösen und dem Spitalpflegamt am 10. Februar 1903 sein Entlassungsgesuch einzureichen und sich der chirurgischen Praxis zuzuwenden, für die er durch eine achtzehnjährige Tätigkeit im Bürgerhospital, seine Unterassistentenjahre eingerechnet, allerdings vorzüglich ausgebildet war.

Die erste Voraussetzung hiezu aber war eine Privat-klinik. Eigene und fremde Beobachtungen überzeugten ihn, daß durch Umbau eines Privathauses nie ein allen berechtigten Anforderungen genügendes Krankenhaus zu erreichen sei, und daß ein solcher Umbau überdies finanziell kaum weniger kostspielig ausfalle, als ein zweckmäßiger Neubau. Er entschloß sich daher im März 1903, einen solchen

zu wagen, als gerade durch Todesfall ein außerordentlich geeignetes Grundstück in der Nähe seiner Privatwohnung am Petersgraben käuflich wurde, ein Teil des früheren „Andlauerhofes“. Nach seinen sorgfältigen Skizzen sind die Pläne für den Neubau von der Firma Romang & Bernoulli ausgearbeitet worden. Um fruchtbare Erfahrungen für Einzelheiten des inneren Ausbaues und der zweckmäßigsten modernen Einrichtung zu sammeln und zugleich noch etwas von der Welt zu sehen, unternahm er vom August bis zum Oktober 1903 eine große Reise, welche ihn durch verschiedene Städte Deutschlands, Oesterreichs, Russlands, Schwedens, Dänemarks und Hollands führte und ihm viel Gewinn und Genuß brachte. Im Sommer 1903 wurde mit dem Bau der Klinik begonnen, im Oktober 1904 der Betrieb eröffnet. Um sie zu sichern vor allfälliger Schädigung durch Neubauten in der Nachbarschaft, wurde 1911 noch ein anstoßendes Grundstück erworben und in einen stilvollen Garten umgewandelt, der von allen Insassen sehr geschätzt ward. Nach einigen Jahren hatte die „Andlauerklinik“, wie sie genannt wurde, einen guten Namen in der ganzen Schweiz. Zahlreiche Kollegen besuchten sie, um feste Richtpunkte für eigene Unternehmen zu bekommen; mehrere kopierten Haus und Einrichtung ziemlich genau und ließen durch ihre Architekten alles abzeichnen und ausmessen.

Was aber diesem Institut die Anerkennung stets weiterer Kreise erwarb und erhielt, war vor allem der Geist, welcher die Behandlung und Pflege der Patienten durch das gesamte Anstaltspersonal beseelte, beim dirigierenden Arzt, wie bei den Pflegerinnen und bei der Leiterin des Haushaltes. Haegler hatte bei Beobachtung der Krankenfürsorge in großen öffentlichen und kleinen privaten Spitalern oft den deprimierenden Eindruck, daß ihre moralische Seite vielfach vernachlässigt werde. Er äußerte sich darüber selber so: „Der Patient wird da nur eine Nummer; er stellt nicht mehr eine Individualität vor, sondern einen „Fall“. Und doch ist im

Menschenleben zu keiner Zeit die Hebung der Psyche und das Hervorheben und Pflegen der Individualität so dringend notwendig, wie in kranken Tagen. Die Degradierung zur Nummer wird unterstützt durch die schablonenmäßige, kritiklose und nüchterne Art, in der besonders in chirurgischen Kliniken die Krankenzimmer eingerichtet werden. „Aseptisch“ galt die Stube, wenn sie ganz kahl, mit grauer oder leicht blau getönter Farbe gestrichen war, und wenn das ganze, in der gleichen Farbe gehaltene Mobiliar aus Glas und Eisen bestand. Man glaubte unter solchen „staubfreien“ Verhältnissen den Kranken am besten geschützt vor dem Hinzutreten von Wundinfektionskrankheiten; als ob, bei einiger Sorgfalt, je ein Kranker in seinem Bett infiziert würde, und die Einpflanzung von Wundinfektionskrankheiten sich nicht vielmehr im Operationssaal vollzöge! — Wenn etwas die Oberflächlichkeit der Vorstellungen über Wundinfektionen, das automatenhafte Nachahmen von Einrichtungen, die einer schlechten Verdauung von allgemein chirurgischen Errungenschaften entsprungen sind, zeigen kann, so ist es die Einrichtung von Krankenzimmern in chirurgischen Kliniken. Die Räume, wo Menschen ihre schwersten Stunden verbringen müssen, und wo daher die Hebung ihrer Psyche besonders nötig wäre, gleichen Gefängniszellen mehr, als Wohnräumen.

Wollte ich selber Befriedigung haben von meiner Tätigkeit, so mußte mit dieser nüchternen Schablone radikal gebrochen werden. Selbstverständlich muß alles im Krankenhaus den Eindruck großer Reinlichkeit machen. Aber wenn man ein gutes Gewissen bezüglich der Asepsis der Hände und der Materialien im Operationssaal hat, so steht der Ausschmückung eines Krankenzimmers nichts entgegen.

In erster Linie müssen sowohl das Haus, als auch die Krankenzimmer den Eindruck des Spitalmäßigen verlieren. Schon das Haus bedarf äußerlich eines gewissen einfachen Schmuckes; jedenfalls muß es durch Architektur, Farbe oder Pflanzenschmuck einen heitern, lebensfrischen Eindruck

hervorrufen. Auch der Eingangshalle und den Gängen soll der Charakter von sorgfältig und frohsinnig gehaltenen Privaträumen gegeben werden. Besonders aber muß das Krankenzimmer, geschmackvoll eingerichtet und dekoriert, einem privaten, individuellen Wohnraum gleichen.

Der leichteren Reinigung wegen habe ich auch in meiner Klinik von Tapeten abgesehen und die Wände mit Delfarbe gestrichen, und zwar matt, damit nicht der Glanz die Augen beleidigt. Die Farben waren aber bunt, in allen, auch den lebhaftesten Nuancen, ohne daß sich je ein Kranker über die Buntheit beklagt hätte. Um bei den Patienten den Eindruck des Eigenen zu erhöhen, war jede Stube in Farbe und Dekoration von den andern verschieden. Bilder in einfachen Rahmen schmückten die Wände; sie stören die Reinlichkeit nicht, erhöhen aber erheblich die Wohnlichkeit und, darf wohl beigelegt werden, beschäftigen in wohlthätiger Weise Gedanken und Einbildungskraft der Rekonvaleszenten. So habe ich in den Gängen und den Krankenzimmern über zweihundert, zum Teil recht gute Bilder aufgehängt. Auf das Mobiliar wurde eine besondere Sorgfalt gelegt. Von dem „aseptischen“ Prinzip, Eisen und Glas, habe ich in den meisten Zimmern abgesehen, auch für die Betten. Hierzulande sind die Leute an Holzbetten gewöhnt, die sie gemüthlicher und wärmer finden, als die Eisenbetten. Die meisten meiner Krankenzimmer erhielten daher Holzbetten, die, aus edleren Holzarten hergestellt, glatt gebohnt, mindestens so gut zu reinigen waren, als die eisernen. Blumen durften in den Krankenzimmern nie fehlen; sie haben den Kranken schon begrüßt, wenn er die Stube betrat. Die Sorgfalt muß sich selbst auf die Kleinigkeiten ausdehnen; auch Blumenvasen und Waschtischgeschirr z. B. dürfen den Geschmack nicht verletzen. Eine solche Klinik darf nicht der Ort sein, wo die ausrangierten Gegenstände der Privatwohnung Verwendung finden; für den Kranken ist das Schönste und Beste gut genug. Das Essen soll besonders sauber und appetitlich auf

einfach, aber stilvoll dekoriertem Geschirr aufgetragen werden, genau so wie im Restaurant des besten Hotels.

Ich gebe zu, daß diese Maßnahmen zum Teil auch meinen eigenen ästhetischen Bedürfnissen Rechnung trugen. Ich mußte aber, daß das ästhetische Empfinden nie so leicht verletzlich ist, wie in kranken Tagen, wo die Moral darniederliegt, und ich weiß, daß ich mit diesen, scheinbar unwesentlichen Neußerlichkeiten vielen Kranken schwere Stunden habe tragen helfen.

Wie die Einrichtung, so mußte auch der Betrieb dem Individualitätsgefühl des Kranken Rechnung tragen und es heben, soweit dies möglich war. Dazu gehört vor allem ein genügendes und tüchtiges Wartpersonal, so daß der Patient nie den Eindruck des Verlassenseins hat. Mein Prinzip, nur Wartpersonal aus den bessern Ständen zu beschäftigen, hatte verschiedene Gründe. Wenn sich Damen zur Krankenpflege entschließen, so spielt dabei das Interesse die Hauptrolle; denn bei andern Berufen, die weniger mühevoll sind und vielleicht auch weniger allgemeine Kenntnisse erfordern, ist die Bezahlung eine bessere, als in der Krankenpflege. Schwestern aus den besseren, gebildeten Ständen haben für die Seelenregungen und für alle Bedürfnisse der zum Teil verwöhnten Kranken ein größeres Verständnis, als Ungebildete, und können Wünsche und Bedürfnisse auch ohne Wort erraten. Bei Personal und Arzt muß der Kranke den Eindruck haben, daß er im Mittelpunkt des Interesses stehe, daß er die Aufmerksamkeit seiner Umgebung in erhöhtem Grade wahrnehme. So wirken Nachtbesuche von seiten des Arztes auf die Psyche von Kranken, welche leiden, oft Wunder. Diese Hebung der Psyche, die Pflege des Individualitätsgefühls durch alle möglichen Mittel ist aber meines Erachtens ein wichtiger Teil der Therapie und ein nicht zu unterschätzender Heilfaktor. Die dankbare Anhänglichkeit meiner Patienten hat mir gezeigt, daß ich auf dem rechten Wege war.

Ich hatte das Glück, ein vorzügliches Personal um mich zu gruppieren, sodaß in der Klinik neben einem edlen Wett-eifer ein selten froher Geist herrschte, und die Arbeit, auch wenn sie anstrengend war und viel Abnegation erforderte, zu einer rechten Freude wurde.“

In diesem Sinne baute und besorgte Haegler seine Klinik. Von der ersten Zeit ihres Bestandes an stand ihm eine Schwägerin tatkräftig zur Seite, welche ihren Gatten plötzlich infolge eines Unfalles verloren hatte und nun in solcher regelmäßigen und hingebenden Arbeit innere Be-ruhigung und Befriedigung fand. Sie besorgte die Poli-klinik, welche Haegler eingerichtet hatte, um stets Material für seine Kurse zu haben; sie assistierte oder instrumentierte bei Operationen, half und legte Hand an, wo es nötig war. Da er die ganze ärztliche Arbeit nicht allein bewältigen konnte und während allfälliger Abwesenheit einen Stell-vertreter brauchte, half ihm ein chirurgisch ausgebildeter Assistent, der in der Nähe der Klinik wohnte und daneben in beschränktem Maße eigene Privatpraxis ausüben konnte. In den ersten fünf Jahren hatte Dr. Achilles Müller die Stellung inne, später, bis zur Liquidation der Klinik, Dr. Hans Meerwein. Befriedigung fand Haegler auch in der Ausbildung von Krankenpflegerinnen. Es waren stets zwei oder drei „Lehrschwestern“ im Hause, welche praktische Anleitung durch die Oberin und die Stationschwestern er-hielten, theoretische in Kursen, welche der Chef selber oder sein Assistent erteilten. Die Lehrzeit betrug ein Jahr. Nach gründlichem Examen erhielt die Schwester ein Zeugnis über ihre Befähigung, auf Grund dessen sie leicht in andern In-stituten Anstellung finden konnte.

Große Genugtuung verschaffte dem Leiter der Klinik, daß ein von Verwandten und dankbaren Patienten ge-stifteter und gemehrter „Freibettenfonds“ ihm ermöglichte, Bedürftige unentgeltlich aufzunehmen und nötigenfalls mit zweckmäßigen Apparaten zu versehen. Eine unschätzbare Er-

leichterung des Klinikbetriebes wurde ihm zuteil durch die hochherzige Schenkung eines Automobiles, das, nach seiner Idee konstruiert, den schnellsten und schonendsten Krankentransport ermöglichte und zugleich mit Leichtigkeit so umzugestalten war, daß es auch zu privaten Spazierfahrten dienen konnte, das Nützliche und das Angenehme verbindend.

Diese etwas ausführliche Darstellung der Einrichtung und Entwicklung der „Amdlauerklinik“ mag ihre Entschuldigung darin finden, daß sie für Haegler eben sein Hauptlebenswerk und seine Lebensfreude gewesen ist.

Was seiner Wirksamkeit die höchste und allgemeinste Anerkennung verschaffte und eine einzigartige Bedeutung weit über Basels Bannkreis hinaus, das war eben die Art und Weise, wie er diese seine Privatklinik führte mit unbegrenzter Treue und Hingebung und mit wachsendem Erfolg. Ohne sie wäre seine Persönlichkeit undenkbar, und von seinem sonstigen Wirken kaum viel zu sagen. Denn seine akademische Tätigkeit (mit offiziellem Lehrauftrag für „allgemeine Chirurgie“ seit 1903 und für „Unfallmedizin“ seit 1913), welche von der medizinischen Fakultät und von allen Nachfolgern auf Socins chirurgischem Lehrstuhl geschätzt und öfters ausdrücklich anerkannt wurde, blieb seiner Schwerhörigkeit wegen auf die eines Extraordinarius beschränkt, obgleich seine Kollegen ihn stets als gleichgestellt respektierten und behandelten und ihm gelegentlich ihre Stellvertretung in der chirurgischen Klinik des Bürgerspitals übertrugen, und auch die Studenten seine wissenschaftliche Zuverlässigkeit, wie seine Lehrgabe und die Klarheit seiner Darstellung zu würdigen wußten. Von ausgedehnter schriftstellerischer Arbeit aber hielt ihn die anstrengende gewissenhafte Arbeit in seiner Privatklinik ab, sowie der Umstand, daß eine wissenschaftliche Frage, deren Lösung er einmal gefunden hatte, ihn nachher nicht mehr genügend fesselte, um ihn zu zeitraubender, sorgfältig abgerundeter Darstellung zu bewegen; lieber ging er sofort wieder neuen Fragen nach. Strebertum lag ihm

fern. Titel und äußere Ehren reizten ihn nicht; innere Befriedigung und Unabhängigkeit waren ihm die Hauptsache. Man mag unter Sachverständigen bedauern, daß darum manch eine Publikation unterblieb, für welche das Material ihm zur Verfügung stand, und welche vielleicht von Wert gewesen wäre. Immerhin hat er außer seinem Buche über „Händereinigung und Händeschutz“ (1900) eine Reihe von etwa 55 kleineren Arbeiten gelegentlich in Vorträgen und Fachzeitschriften veröffentlicht, besonders über Tetanus, über Wundinfektion und Wundbehandlung, und etwa acht publizierte Schülerarbeiten sind unter seiner Anregung und Aufsicht entstanden. Ihre Aufzählung mag in einem allfälligen wissenschaftlichen Nachruf für Fachgenossen am Platze sein; hier aber verzichten wir darauf.

Die Tätigkeit in seiner chirurgischen Privatklinik war und blieb demnach bis an sein Ende seine Hauptleistung. Hier kam seine Persönlichkeit zur charakteristischen Entfaltung, nach ihrer wissenschaftlichen und technischen Befähigung, wie nach ihrer moralischen Kraft. Er selber sagte, darauf zurückblickend: „Jedenfalls hat mir die Klinik in überreichem Maße das geschenkt, was ich von ihr erhofft habe: innere Befriedigung, Anerkennung durch die Patienten, Anhänglichkeit des Personals und ausreichenden materiellen Erfolg. Ein Stachel im Fleische blieb mir allerdings die Unmöglichkeit, meine wissenschaftliche Laboratoriumsarbeit weiterzuführen. Die große innere Ruhe und das Glück des Forschens, wie ich es im Laboratorium genossen hatte, habe ich durch die Praxis nicht im gleichen Maß gefunden.“

Seine fortwährende Inanspruchnahme durch die Berufsarbeit brachte es mit sich, daß er seiner eigenen Familie sich nicht so widmen konnte, wie er es gewünscht hätte, zu seinem eigenen Bedauern, denn er besaß einen, zum Teil schon ererbten starken Familiensinn. Vorerst eine tiefe Anhänglichkeit an Eltern und Geschwister. In den Aufzeichnungen aus seinen Krankheitsstagen, da er unfreiwillige Muße im Ueber-

fluß fand zu beschaulichem Rückblick auf seine Vergangenheit und zu philosophierender Vergliederung aller Lebenserscheinungen, wie sie ihm Bedürfnis war, sagt er: „Wenn ich jetzt zurücksehe, so wird mir klar, daß die stärksten und solidesten Bande unter Blutsverwandten bestehen. Dabei ist es nicht das gemeinsame Blut oder die ähnliche psychische Organisation, was ihre Festigkeit bedingt; es sind vielmehr die gemeinsamen Erinnerungen. Ich sage ausdrücklich Erinnerungen, nicht etwa Erlebnisse. Denn es können Menschen zehn Jahre neben einander leben, ohne daß ihre gemeinsamen Erlebnisse sich zu Erinnerungen kristallisieren, weil der Eindruck dieser Erlebnisse nicht tief genug war. Im Kindesalter ist das Gehirn am meisten aufnahmefähig; die Eindrücke sind am stärksten, und außerdem liegt auf ihnen der Jugendzauber. Je zahlreicher und je tiefer diese Erlebnisse sind, je mehr die Ereignisse, welche die Erinnerung wiedergibt, für die Entwicklung eine Rolle spielen, desto stärker und dauerhafter sind jene Bande. Deswegen sind die Bande der Blutsverwandtschaft die solidesten.“

Nun, die Betätigung seiner Sohnes- und Bruderliebe hat unter seiner Berufsarbeit nicht leiden müssen. Periodische regelmäßige Zusammenkünfte aller Familienglieder zu gemeinsamer Mahlzeit und vertraulichem Gedankenaustausch versäumte er selten; nach des Vaters Tod empfand er's als seine Pflicht, sie nicht eingehen und die Geschwister nicht auseinandergehen zu lassen. Und die gelegentliche gegenseitige Hilfeleistung mit Rat und Tat, die aufrichtigste gegenseitige Teilnahme in Freud und Leid hat nie versagt, gebend und empfangend, bis an sein Ende.

Dagegen bedrückte ihn öfters das Gefühl, daß er, seiner Berufsarbeit wegen, mit seinen Kindern, drei Söhnen und einer Tochter, sich nicht so einläßlich beschäftigen konnte, wie er's gewünscht hätte. Seine anfangs ideale Häuslichkeit wurde überdies durch Kranksein seiner Frau vielfach gestört; die Kinder mußten zum Teil auswärts erzogen werden, und

das alles erschwerte ihm vollends einen intensiveren direkten Einfluß auf ihre Entwicklung. Er nützte gerne nach Möglichkeit besonders die Ferienzeiten aus, um auf gemeinsamen Wanderungen und Reisen seinen Jungen auch innerlich näher zu kommen. Und im Jahre 1909 erwarb er sich in Egerten bei Wollbach im badischen Schwarzwald ein kleines Landhaus, das der Familie als leicht erreichbare stille Zufluchtsstätte dienen sollte. Während seiner langen Krankheit hat er schließlich sich noch ganz besonders bemüht, jedem einzelnen seiner Kinder durch Wort und eigenes Beispiel heilsame Eindrücke und Anregungen zu hinterlassen.

Was ihm über die zahllosen Trübsale und Sorgen hinüberhalf, war, neben dem energischen Willen, obzustiegen, und neben der verständnisvollen Teilnahme und Hilfe seiner Anverwandten, auch der Familie seiner Frau, die rastlose Tätigkeit in seiner Klinik. Hier fühlte er sich in seinem Element, und kam seine Seele immer wieder in Gleichgewicht und Ruhe. Ueberdies fand er, bei vielseitiger Begabung, immer wieder ein Interesse an Dingen, welche außerhalb seines Berufskreises und Alltagslebens lagen. Er pflegte solche Interessen mit Absicht; nicht nur weil es seinen Neigungen entsprach, sondern weil er davon eine wohlthätige Erfrischung seines Seelenlebens verspürte, eine Stärkung der Spannkraft zur Wiederaufnahme des ihm verordneten Kampfes. Er empfand oft wirkliche Lebensfreude, welche aus Depressionen ihm heraushalf, so daß er ein anregender und unterhaltender Gesellschafter sein konnte und für seine Patienten aus den mannigfaltigsten Gesellschaftskreisen ein verständnisvoller und willkommener Arzt, weil er in ihre Gedankenwelt einzugehen wußte, als Mensch ihnen sympathisch war und schon durch seinen Umgang wohlthuend und ermunternd auf ihr Gemüthsleben einwirkte, den Lebenswillen anregend.

Vor allem war und blieb ihm das Wandern im Gebirge eine eigentliche Erfrischung. Von Zeit zu Zeit, und gerade wenn depressive Momente sich geltend machten, über-

fiel ihn ein fast krankhaftes Heimweh nach den Bergen. Noch auf seinem Toddbette reizte es ihn, eine Erklärung dafür zu suchen, und er schrieb darüber: „Was zog mich denn so zu den Bergen hin? Der Genuß des Landschaftsbildes spielte natürlich eine Rolle; aber in den Bergen empfand ich diesen Genuß für sich allein kaum intensiver als im Tal. Es fällt dabei allerdings ins Gewicht, daß in den Bergen der Naturgenuß erkämpft werden muß. Eine Bergbesteigung ist immer ein Examen, das man sich selber ablegt zur Messung seiner körperlichen Kraft und Elastizität, der Ausdauer gegenüber äußeren Schwierigkeiten und Widerwärtigkeiten, des Verzichtenkönnens auf ungehemmte Befriedigung von zum Teil eingebildeten körperlichen Bedürfnissen. Das Bewußtsein einer intakten körperlichen Leistungsfähigkeit und einer weitreichenden Willenskraft macht froh und wirkt wie ein Jungbrunnen. Zweifellos war dies imstande, den Zug zu den Bergen einigermaßen zu erklären; es genügte aber nicht. Immer mehr lernte ich erkennen, daß bei mir ein anderes Moment noch wesentlicher war: das Große, Unmeßbare wirkte reinigend auf das Gemüt. Angesichts der unbeschreiblichen, fast erdrückenden Pracht und Majestät der Hochgebirgswelt wurde ich von vielen Schlacken gereinigt, und immer mehr fiel das Kleinliche von mir ab. Ich lernte wieder größer und ruhiger denken; die meisten meiner Sorgen erschienen mir nichtig und unbedeutend, und ich merkte, daß ich von den Bergen nicht nur erfreut und erfüllt von all diesen Schönheiten, sondern auch besser ins Tal hernieder kam. Die Stimmung war für mich deshalb meist feierlich, wie ich sie in einer Kirche empfand, und ich war mir bewußt, daß ich in den Bergen nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich Gott näher gestanden bin. Sehr wohltuend wirkte dabei das Gefühl des Alleinseins; lärmende Unterhaltung empfand ich als störend. Die große Stille und die Einsamkeit gehören dazu für den, der den Zauber des Hochgebirges ganz empfinden will.“

Eigentliche Rekordleistungen beabsichtigte Haegler nicht; doch hat er eine Reihe von recht ansehnlichen Besteigungen ausgeführt, und es war ihm keine geringe Genugtuung, daß er bis zum Beginn seiner Krankheit leistungsfähiger war nicht nur als Gleichaltrige, sondern auch als Jüngere, ohne daß ihn je Ermüdung um den Genuß seiner Wanderungen gebracht hätte. Am meisten Eindruck hat ihm immer das Engadin gemacht, und zwar sowohl im Sommer-, wie im Winterkleid.

Seiner Erholung dienten ferner von jeher die verschiedensten sportlichen Betätigungen: Turnen, Fechten, Football, Cricket, Lawn Tennis, Reiten. Allseitigste Ausbildung aller leiblichen und geistigen Fähigkeiten galt ihm als menschliches Ideal. So pflegte er, besonders während seiner Gemeinschaft mit Prof. Socin, auch mit Eifer und gutem Erfolg die Jagd auf allen Gebieten, indem er öfters von Freunden und Bekannten in ihre Jagdreviere eingeladen wurde, selbst zur Hochwildjagd in den Alpen. In welchem Sinne er auch diesem Sport oblag, zeigen einige seiner Äußerungen, welche hier wohl eine Stelle finden dürfen.

„Am schönsten erschien mir die Pirsch auf den Rehbock. Auch da war übrigens die Genugtuung nicht abhängig von der Beute. Allerdings wenn nach einem längeren Pirschgang, oder nach einem schwierigen Beschleichen des Wildes der Schuß abgegeben wird, und der Bock im Feuer zusammenbricht, so schwellt ein Gefühl des Triumphes die Brust; aber im allgemeinen war für mich die „Vorfreude“ fast größer: das unter Umständen schwierige Auffuchen des Wildes in allen seinen Schlupfwinkeln, das Beobachten des Tierlebens und nicht zuletzt der Naturgenuß, der damit verbunden ist. Es beschleicht einen ein feierliches Gefühl, wenn man leise durch den stillen, menscheneinsamen Wald wandert mit spähenden Augen, welche schärfer sind für die Vegetation und für das reiche Tierleben, als bei gewöhnlichen Spaziergängen. Wenn dann langsam der Abend einfällt, und die Nacht mit

ihren ersten Schatten alle harten Konturen verwischt, so überkommt einen das Gefühl einer Ruhe, wie ich sie sonst nur im Hochgebirge empfunden habe.“

Oder: „Als ich oberhalb von Langen am Arlberg an einem prächtigen Morgen in luftiger Höhe auf einer Felszacke saß und einen Gemsbock erwartete, der mir von unten hätte sollen zugetrieben werden, erhob sich kaum sechzig Meter von mir aus den Felsen ein Adlerpaar. Reflektorisch lag eine Sekunde später die Büchse an der Wange. Der Adler schwebte mehrere Minuten lang über mir; ich sah jede Einzelheit genau, hauptsächlich auch die scharfen Augen, mit denen er mich längere Zeit musterte. Immer noch zielte ich, und der Schuß wäre bei dieser Nähe ein leichter gewesen. Ich hatte aber nicht den Mut, loszudrücken; das Bild war so groß und ergreifend, daß ich es nicht über das Herz gebracht hätte, durch einen Schuß den mächtigen Eindruck zu stören oder zu verkürzen.“

Den größten und eindrucklichsten Genuß empfing Haegler vom Skisport, den er erst im März 1906 kennen lernte, als der ihm befreundete Prof. Killian ihn einlud, die Fastnacht-Ferientage mit ihm auf dem Feldberg zuzubringen. Mit der ihm eigenen Begeisterung erfaßte er sofort den Reiz dieser Kunst und ließ nicht nach, bis er, trotz seiner Jahre, sie so weit beherrschte, daß sie ihm Genuß bot, und er hinfort jede Gelegenheit und freie Zeit benützte, sich denselben zu verschaffen. „Einen einzigartigen Zauber hat das Hochgebirge“, — sagt er — „mit seinen ungeheuren Schneemassen, mit seiner Winter Sonne, die alle Farben verstärkt und der Landschaft eine festliche Note gibt, die tüchtig wärmt und doch nicht belästigt. Und wie anregend wirkt die reine, staubfreie Luft! Dabei die weiche, gleitende Fortbewegung auf den Skis, ohne Erschütterung, wie sie harte Schritte bei Sommerwanderungen hervorrufen! Erst mit den Skis ist das winterliche Hochgebirge erschlossen worden. Wie herrlich ist es, in stillen Tälern oder auf Höhen durch die unberührte Schnee-

decke die erste Spur zu ziehen! Nie habe ich das Einssein mit der Natur so köstlich empfunden, wie in solchen Stunden; aber auch nie so das Erhabensein über alle Trivialität, über das Abgenützte, Geringe, Niedrige. Und endlich die Wonnen der Abfahrt, mit dem Eindruck des Fliegens, des seligen Losgelöstseins von aller Erdschwere! — Neben den großen Fahrten den Höhen zu, von denen man in köstlichen langen Abfahrten jauchzend wieder dem Tal zufliegt, gehören zu den schönsten Erinnerungen kleine Abendfahrten, zum Teil durch den Hochwald, wo man, selber schon im Dunkel stehend, zwischen den Stämmen die von den letzten Sonnenstrahlen farbig beleuchteten Schneespitzen durchschimmern sieht, während im Tal, wo schon die Schatten des Abends liegen, ein Lichtlein nach dem andern aufblitzt und aus der gleichmäßigen weißen Decke besonders lebhaft leuchtet. Und schließlich die Abfahrt mit all dem Zauber der Ueberraschungen, die abendlich verwischte Terrainwellen schaffen!“

Uebrigens fühlte er sich jeverleil durch einige Tage solchen Wintersportes nicht nur seelisch gehoben, sondern auch körperlich und geistig besser erholt, als durch längere „Sommerferien“, wohl hauptsächlich dank der reinen Luft und dem Einfluß der Sonne.

Das poesievolle Empfinden und die sichere plastische Darstellung, wie sie in derartigen Schilderungen sich kundtun, zeigen wohl, daß Haegler selber eine künstlerische Begabung besaß. In jüngeren Jahren hat er gelegentlich in dekorativen Zeichnungen und kleineren Dichtungen sich mit Geschick versucht. Als er meinte, seines Gehörleidens wegen von der medizinischen Laufbahn abgehen zu müssen, dachte er etwa daran, Goldschmied werden zu wollen. Später aber, als er in seinem Berufe festgewurzelt war, spürte er, daß dieser seine volle Kraft fordere, und verzichtete auf eigene künstlerische Produktion. Doch blieb ihm die rezeptive Freude an der Kunst bis ans Ende eigen, so sehr, daß er noch auf seinem Todtbette den höchsten Genuß darin fand, für Andere kleine

Kunstwerke als Andenken nach seinen Ideen anfertigen zu lassen.

Er hatte Verständniß für die verschiedenen Künste. Mit Dichtung und Literatur, auch französischer, blieb er vertraut. Den Genuß der Musik verschloß ihm zu seinem Bedauern die Schwerhörigkeit immer mehr. Um so leidenschaftlicher liebte er die bildende Kunst. Er erwarb sich auf diesem Gebiete durch eigene Beobachtung und Besuch der Gemäldesammlungen und Museen auf seinen mehrfachen, zum Teil ausgedehnten Reisen, wie durch Sammlung und Studium aller einschlägigen Publikationen ein bestimmtes und selbständiges Urtheil, das er gerne begründete und rechtfertigte in dozierendem Vortrag, wie es seiner Neigung, seiner philosophierenden Denkweise, seinem durch die Schwerhörigkeit gesteigerten Innenleben entsprach. Auf Einzelnes einzugehen, würde hier zu weit führen.

Er liebte den Umgang mit Künstlern. „Es ist überhaupt auffällig,“ — schreibt er, — „wie die Mediziner mehr, als Angehörige anderer Berufe, Neigung haben, mit den Künstlern zu verkehren. Bei den gemüthlichen Zusammenkünften der Künstlergesellschaft konnte es vorkommen, daß ein Drittel der Anwesenden und weitaus der größte Teil der Gäste überhaupt Mediziner waren. Die Erklärung für diese interessante Tatsache scheint mir in Folgendem zu liegen. Wenn einer, so muß der Mediziner außer seiner Kunst oder seinem Beruf einen kleinen Tempel in seinem Innern haben, wohin er sich von seiner Berufsarbeit zurückziehen und wo er sich erholen kann. Es gibt ja allerdings Mediziner, die restlos in ihrem Beruf aufgehen. Daß solche Aerzte oder ärztliche Lehrer die besten Fachleute sein können, sogar sein müssen, weil sie von ihrem Berufsweg auch nicht durch die kleinste Ablenkung abgezogen werden, ist zweifellos. Ich zweifle aber daran, ob diese Männer wirklich gute Aerzte sein können im umfassenden Sinn dieses Wortes. Es gehört etwas Phantasie und Menschenliebe dazu; es gehört dazu

der Trieb, sich in die Gedankenwelt, in die Wesensart der Andern hineinzuversetzen, und dies letztere ist wohl die Grundbedingung für einen guten Arzt. Dabei ist es denn nicht verwunderlich, daß die mit Phantasie begabten Mediziner hauptsächlich bei den Künstlern und speziell bei den bildenden Künstlern ihre Erholung suchen. Füllt doch beide auch in ihrem Beruf das Menschliche aus mit all seinen Licht- und Schattenseiten.“

Am engsten schloß er sich an den Maler Hans Sandreuter an. Mit ihm reiste er im Frühjahr 1896 nach Florenz, im Auftrag des Komitees für die auf den Herbst projektierte Böcklin-Feier, um Böcklin zu derselben einzuladen. Sandreuter bezweckte ferner, diesen zu porträtieren zur Herstellung einer Medaille. „Unvergeßliche Tage“, schreibt Haegler, „haben wir dort verlebt. Wir wohnten in Florenz, zogen aber meist schon morgens zur Böcklin'schen Villa in Fiesole und haben öfters den ganzen Tag dort zugebracht, plaudernd, Boccia spielend oder Spaziergänge machend Böcklin hatte damals seine Apoplexie hinter sich und ging wegen einer partiellen Lähmung des linken Beines etwas unbeholfen; ist aber dabei doch genau der knorrige Schweizer geblieben, der er vorher war, und der nicht den geringsten Eingriff in seine Selbständigkeit duldete. Es ärgerte ihn, wenn man, um ihm die Mühe zu ersparen, ihm den Boccia-Ball aufhob, oder durch irgend ein Wort oder eine Hilfeleistung sein Alter oder seine Invalidität zu berücksichtigen schien. Lange und oft verweilten wir in seinem Atelier, das vollständig kahl war, mit grauem Papier ausgeschlagen, ohne Schmuck, ohne Bilder, ohne Skizzen, kurz, ganz leer bis auf einen Glaschrank, wo er in kleinen Fläschchen seine Temperafarben aufbewahrte. Mit Stolz wies er Sandreuter drei neue Erdfarben vor, die er in der letzten Zeit gefunden hatte, und wohl eine Stunde lang demonstrierte er den Effekt dieser Farben in verschiedener Dose, oder in ihrem Verhältnis andern Farben gegenüber. Längere Zeit debattierten die Beiden auch über die beste

Mischung der Temperafarben, ob Eiweiß und Eigelb, oder nur das eine den Farben beigemischt werden soll. Auf einigen Staffeleien sah man angefangene Bilder: einen Pan, der in der Sonne auf einem grünen Hügel sitzend die Nymphen des Waldes anlockt; einen rasenden Roland, wie er nackt mit einem Baumstamm sich der Philister erwehrt; die große Fassung der apokalyptischen Reiter. An einem Gestell hing Saumzeug für ein Pferd, das einzige Requisit, das er für die apokalyptischen Reiter brauchte. Im übrigen malte er alles aus dem Gedächtnis; ich sah ihn selber auf dem Roland-Bild zwei Köpfe malen. . . . Wenn man das Wesen Böcklins, speziell auch das der späteren Zeit, wo neben dem Ausgeglichenen, Abgeklärten, aber immer Lebenbejahenden, der gesunde Humor einen guten Platz einnimmt, überfieht, so kann man, bei genauerer Kenntnis seiner überaus komplizierten und schwierigen Familienverhältnisse, kaum verstehen, wie er die nötige Ruhe und das seelische Gleichgewicht gefunden hat, um so malen zu können. Meine Beobachtungen in Florenz gaben mir die Erklärung. In Böcklin lebten zwei Menschen: der Mensch in gesellschaftlichem Sinne und der Künstler. Der letztere war der mächtigere. Die kleinsten künstlerischen oder ästhetischen Reize genügten, um ihm das Reich der Phantasie oder der Kunst zu öffnen, zu dem der Gesellschaftsmensch mit seinen Sorgen keinen Zutritt hatte. Ich habe mehrmals bemerkt, wie er's vermochte, sich von allem, auch von den Menschen, die neben ihm saßen, von einem Augenblick zum andern abzuschließen und alles versinken zu lassen, was ihn im Reiche seiner Phantasie störte. . . . Wenn wir abends im Garten saßen und auf Florenz hinunterblickten, so konnte er mitten in einem Satz still werden; er schien irgend eine Stelle im Tal oder am Horizont zu studieren und war so versunken, daß er der Anrede nicht achtete, bis er plötzlich sich wieder am Gespräch beteiligte. — Schon äußerlich war er ein Mensch, den man nicht übersehen konnte. Er hatte einen der mächtigsten Köpfe, denen ich be-

gegnet bin, mit einem Gesicht wie aus Holz geschnitzt, klaren blauen Augen, von denen man, wenn sie einen trafen, den Eindruck hatte, daß sie durch und durch sehen. Das Gesicht behielt auch im Gespräch das monumental Ernste; aber selber voll Humor, war er auch für den Humor Anderer sehr zugänglich und quittierte mit einem klangvollen kurzen Lachen. . . . Er selber und das Leben dort haben mir einen tiefen Eindruck gemacht Mit einem Gefühl großer Bereicherung habe ich Florenz verlassen."

Viel Genuß und Förderung verdankte Haegler auch seinen Reisen. Er hatte den Eindruck, daß durch die Kenntnis des Lebens der verschiedenen Völker nicht nur das Interesse für diese gestärkt werde, so daß man bei Zeitungs- und Buchlektüre oder bei mündlichen Berichten sich in allen erwähnten Gegenden mehr oder weniger daheim fühle, sondern daß man durch solche Reisen auch die Leistungen anderer Völker besser werten, die Verhältnisse zu Hause wieder richtiger einschätzen und jedenfalls großzügiger denken und urteilen lerne.

So war Haegler eine charaktervolle, vielseitige Persönlichkeit geworden. Als Arzt imponierte er durch sein wohl-erwogenes, klares und bestimmtes Urteil; beruhigte durch selbstbewusstes, sicheres Auftreten; erweckte Vertrauen durch sein bloßes Erscheinen am Krankenbett, wohlwollende Teilnahme und größte Gewissenhaftigkeit, wie bei der Operation, so auch bei der Nachbehandlung der Patienten. Als geistig lebendiger und gebildeter Mensch war er im Umgang überhaupt anregend und belebend. Er war es geworden, mit Willen und durch energischen Kampf gegen größere und kleinere Widerstände und Hindernisse, tägliche Widerwärtigkeiten und deprimierende Erlebnisse. Dabei kam ihm allerdings seine, von Natur und durch Selbstdisziplin starke körperliche Gesundheit und Leistungsfähigkeit sehr zu statten. Körperschädigungen durch Unfälle hat er zwar oft erlitten, doch meist überwunden ohne sich zu Bette zu legen und seine Berufsarbeit zu unterbrechen.

Da zeigten sich im Herbst 1913 die Anfänge des Leidens, welches ihn zum Tode führen sollte. Er sträubte sich zunächst, ihnen Bedeutung beizulegen. Als sie sich im Frühling 1914, wie er meinte infolge einer Influenza, verstärkten, konsultierte er im Juli einen Kollegen, der das Leiden für ein gutartiges, aber recht langwieriges erklärte. Dann kam der Krieg, und die erhöhte Tätigkeit, welche dieser für ihn mit sich brachte, ließ ihn die Störungen vergessen oder nicht beachten. Schmerzen und Beschwerden steigerten sich jedoch und wurden bald so charakteristisch, daß er im Oktober 1914 an der Diagnose eines Prostatacarcinoms keinen Zweifel mehr haben konnte. Angesichts der üblen Prognose auch bei operativer Therapie, sah er von einem operativen Eingriff ab. Andererseits wußte er, daß das Leiden von sehr langer Dauer sei, und setzte alles daran, es seinen Angehörigen solange als irgend möglich zu verheimlichen, weil sie in jedem Falle noch lange genug darunter würden zu leiden haben. Wollte er seiner Tätigkeit weiter nachgehen, so mußte auch dem Publikum verborgen bleiben, daß er krank sei. Die inneren Kämpfe, welche die Erkenntnis seines baldigen Todes mit sich brachte, hat die damalige große Zeit ihm erleichtert. Wie viele junge, leistungsfähige Menschen gaben ihr Leben hin für ideelle Güter! Wie viele sah er in den Lazaretten körperlich schwer leiden oder zu Krüppeln werden, ohne daß sie davon viel Aufhebens machten! Durfte er, angesichts dieser großen moralischen Kraft, die er überall fand, über sein Schicksal jammern oder den Mut verlieren? — „Und wie ist mir“, — sagte er, — „über diese schwere erste Zeit, bis der moralische innere Kampf durchgekämpft war, hinweggeholfen worden! Mein Assistent war mobilisiert; ich hatte die Klinik allein mit den Schwestern zu besorgen, was übrigens vorzüglich ging; dazu kam meine Stellung in den Lazaretten des nahen Elsasses und Badens, die mich interessierte und, da ich Gutes wirken konnte, auch befriedigte. Diese selten große und schöne Aufgabe duldete kein Grübeln und keine Mut-

lofigkeit; ich war glücklich, daß ich noch mit vollen Händen geben und viel Elend mildern konnte."

Mitte August war Haegler nämlich als chirurgischer Consiliarius und Operateur in die Vereinslazarette nach St. Ludwig, Eimeldingen, Haltingen, Weil, Lörrach, Brombach gerufen worden, wo er reiche Arbeit fand und viel interessante Beobachtungen machen konnte. Es war ihm gestattet, mit seinem Automobil das näher liegende Operationsgebiet im Elsaß zu besuchen. Mehrfach hat er, zum Teil während der Kämpfe, die Verwundeten direkt an der Front geholt und ist bis zu den vordersten Vorposten gekommen. Darüber hat er besondere Aufzeichnungen hinterlassen.

Die erhebliche körperliche Abnahme, die sich bald einstellte, erklärten seine Angehörigen durch die übermäßige berufliche Inanspruchnahme. Im Februar 1915 schloß er seine Vorlesungen etwas früher als gewöhnlich und zog mit seiner Schwiegermutter und mit seiner Schwägerin zur Erholung ins Engadin. „Ich finde keine Worte“ — sagt er — „um richtig auszudrücken, wie sehr ich diese Tage inmitten meiner lieben Berge genossen habe. Glücklicherweise war ich körperlich rasch so weit erholt, daß ich fast die Bewegungsfreiheit eines Gesunden erlangte und schließlich instande war, mich bis acht Stunden täglich auf den Skis zu bewegen, ohne körperlich wesentlich zu ermüden. Immer ist mir das Engadin der liebste Teil der Schweiz gewesen, und im Winterkleid erschien es mir noch schöner als zur Sommerszeit. Ich wußte jede Stunde, daß es der Abschied von den Bergen war, und jeder Tag war mir daher ein Fest . . . Ich bin nicht nur körperlich und seelisch neu gestärkt zurückgekehrt, sondern mit einem reichen Schatz der schönsten Natureindrücke, deren Erinnerung mir manche Stunde auf dem Schmerzenslager erleichtert hat.“

Das Leiden ging aber seinen Gang, und im Sommer verstärkten sich die Beschwerden so, daß er seiner Tätigkeit nur mit Aufwand der letzten Energie nachgehen konnte. In

der Hoffnung, nicht daß eine Heilung, wohl aber durch Verkleinerung des Tumors eine Besserung der Beschwerden erzielt werde, unterzog er sich in Berlin, unter treuer Freundespflege, einer zehnwöchigen Röntgen- und Radiumbehandlung, die sehr anstrengend war. Der Erfolg schien vorerst ein verblüffender; der Tumor war fast vollständig verschwunden. Doch hatten sich Darmbeschwerden eingestellt, die zweifellos als Schädigungen durch die Strahlenbehandlung mußten aufgefaßt werden, und die in der Folge eigentlich mehr Störungen und Schmerzen hervorriefen, als das ursprüngliche Leiden, das nun auch bald wieder sich kundgab. Im Dezember wurde eine kleine Erleichterungsoperation unvermeidlich, und von da an blieb er ans Bett gefesselt.

Alles, was an leiblichen und seelischen Qualen über einen Menschen kommen kann, ist in Fülle über ihn ausgeschüttet worden. Hatte er anfangs sich dankbar darüber gefreut, daß seine Frau mit großer Hingebung sich seiner Pflege widmen konnte, so brach ihre Kraft bald zusammen, und mußten Andere die Fürsorge für den Todkranken übernehmen. Alle damit zusammenhängende Kümmernis lastete schwerer auf ihm, als die oft bis zum Aeußersten gesteigerte leibliche Pein. Aber wie er entschlossen war, diese auszuhalten mit ungebeugtem Heldenmut, so hat er auch durch jene sich nicht zu Klagen über sein Schicksal hinreißen oder zu stumpfem Lebensüberdruß herabstimmen lassen. Schon bevor er sich legte, hatte er seine persönlichen Angelegenheiten zu ordnen, sein Haus zu bestellen begonnen. Nun mußte er seine geliebte Klinik veräußern und war dankbar, daß der Bürgerspital sie erwarb und fortführte. Er bemühte sich, seine Kinder noch einzeln zu beraten für ihren künftigen Lebensweg. Er fühlte das Bedürfnis, über den geistigen Ertrag seines Lebens sich Rechenschaft zu geben und verfaßte bis in seine letzten Tage hinein eine ausführliche Autobiographie, welche lediglich diesem Zwecke dienen sollte, nicht für die Doffentlichkeit bestimmt war, und welche

er seinem Schwager, dem Schreiber dieser Zeilen, anvertraute zu Aufbewahrung und allfälliger teilweiser Benützung nach dessen Gutfinden. Sie ist nach Inhalt und Form so lebensfrisch, gedächtniskräftig und darstellungsgewandt, wie die mitgeteilten Zitate in dieser Lebensskizze wohl beweisen, daß kein Mensch in ihr das Diktat eines todkranken Mannes vermuten würde. Er hat seine volle Geistesklarheit sich wahren wollen, hat darum gegen narkotika Mittel sich ablehnender verhalten, als seine Kollegen wünschten, und lieber schlaflose Nächte und heftige Schmerzen sich gefallen lassen. Er hat sich zwar nach dem Tode gesehnt, weniger, um selbst der Qual enthoben zu sein, als damit seine Angehörigen und Freunde nicht länger um seinetwillen und mit ihm leiden müßten. Fern von Lebensüberdruß und Unmut, freute er sich unbefangen, so oft und so lange ihm noch ein irdischer Genuß zugänglich war: ein Freundesbesuch, ein interessantes Buch, eine gute Illustration, ein Blick auf blühenden Kastanienbaum, ein von ihm erdachtes und bestelltes Kunstwerk, das er noch selber als „Andenken“ überreichen durfte, durch verständnisvolle, die Wehmut verbergende Freude des Empfängers beglückt. Und das alles nicht etwa in lebenshoffender Selbsttäuschung, sondern bei fester Gewißheit des unvermeidlichen Endes. Das Sterben hatte für ihn nichts Schreck- und Grauenhaftes.

Seine großartige Leidens- und Sterbensbereitschaft spricht für die Richtigkeit der Maxime, die er als Arzt befolgte. „Ich habe gesehen“ — schrieb er — „wie wichtig es ist, wenn man das Vertrauen des Patienten behalten will, daß man ihm immer die Wahrheit sagt. Es wird unter Ärzten viel diskutiert, ob man das Recht oder sogar die Pflicht habe, dem Patienten die Wahrheit zu sagen, auch wenn sie unangenehm oder schwer ist. Ich stehe auf dem Standpunkt, daß der Arzt niemals seinem Patienten mit einer Unwahrheit antworten darf. Selbstverständlich soll dem Patienten die Wahrheit nicht aufgedrängt werden; wenn er sie aber

kennen will, so darf man nicht damit zurückhalten. Die Wahrheit wird ihm schließlich doch nicht verborgen bleiben, und sein Vertrauen zum Arzt hat ein Ende, wenn er merkt, daß dieser ihn getäuscht hat. Ich habe mich stets an die Pflicht zur Wahrheit meinen Patienten gegenüber gehalten und hatte niemals den Eindruck, daß der Patient unter der Wahrheit gelitten hat. Bei weitaus den meisten Menschen beunruhigt und ängstigt die Ungewißheit viel mehr, als wenn sie sich einem offenen Visir gegenüber sehen. Der Eindruck beim Patienten hängt aber ganz von der Form ab, in der ihm die, vielleicht traurige, Wahrheit mitgeteilt wird. Es ist demnach eine Frage des Tactes, also der Fähigkeit, sich in den Andern hineinzuversetzen, die Regungen seiner Seele zu kennen. Das ist umso notwendiger, weil die Mittheilung der Wahrheit in solchen Fällen stets eine ganz individuelle Form haben muß; wer sich dabei an ein Schema hält, wird den Zweck, den Patienten zu beruhigen, nie erreichen.“

In dem andauernden offenen, durch kein Versteckensspielen komplizierten und erschwerten Verkehr mit dem Todkranken haben seine Umgebung, wie er selber, erfahren dürfen, daß die Wahrheit frei macht.

Die Stimmung Haeglers wird besonders ersichtlich aus Geständnissen, wie die folgenden:

„Wenn ich zurücksehe, so kann ich deutlich erkennen, wie ich durch e i n e Prüfung zum Ertragen einer a n d e r e n, g r ö ß e r e n erzogen worden bin, und wie notwendig diese Prüfungen waren, um dem Guten in mir zum Durchbruch zu verhelfen. . . .

Jedes Rütteln an Verhältnissen, die nicht zu ändern sind, jedes sentimentale Bedauern derselben macht schwach und lähmt das Anpassungsvermögen. . . .

In dieser schweren Zeit fand ich Freundschaft und Liebe in so reichem Maß, daß es mich ganz beschämt hat; treue Freunde, die mich regelmäßig besuchten und mich, mit Auf-

opferung ihrer Zeit, in der Ordnung meiner Angelegenheiten unterstützten, und zahlreiche frühere Patienten, die mir brieflich oder durch Blumen Spenden zeigten, daß sie an mich dachten und an mir hingen. Wenn ich auch zu leiden hatte, so waren doch meine Angehörigen und Freunde mehr zu bedauern. Gott hat mich durch schwere Schicksale zum Leiden erzogen und mir Kraft gegeben, zu tragen. Ueberdies konnte ich für meine Leiden einem Ziel und Ende entgegensehen, während sie angesichts meiner Leiden sich grämten und unter dem drückenden Gefühl litten, mir nicht helfen zu können, und dabei doch immer den definitiven Verlust vor Augen hatten. Leider konnte ich der Dankbarkeit für all die treue Liebe, die ich erfahren durfte, nicht so Ausdruck geben, wie ich es gerne gewollt hätte.

. . . Der Gedanke an meine Kinder macht mir den Abschied vom Leben besonders schwer; ich wäre ihnen bis zu ihrer Selbständigkeit mit Rat und Tat doppelt nötig gewesen. Hoffentlich kommen die guten Eigenschaften aus beiden Familien, besonders auch die Beharrlichkeit im Verfolgen eines Zieles und die Neigung, das Ziel sehr hoch zu stecken, zum Durchbruch. Gott, der mich so früh abruft, wird sie stützen, und ich weiß, daß auch meine Verwandten und meine vielen Freunde ihnen Rat und Hilfe nicht versagen werden."

Der letzte Ansturm des fortschreitenden Leidens war so schwer und qualvoll, daß die erschütterten Angehörigen dankbar aufatmeten, als am 4. August 1916 gegen Mittag Herzschlag und Atem bei ihm endlich stille standen.

Ob sein tätiges Wirken bewundernswerter gewesen sei, oder sein standhaftes Leiden, läßt sich kaum entscheiden. Dort wie hier offenbarte sich dieselbe Energie, den Leib dem Geist und Willen dienstbar zu machen, das gleiche Heldentum, welches selbst Niederlage in Sieg verwandelt.